

Hanns Zischler © 2016

Rede zur Eröffnung der Ausstellung werkbundstadt

am 23. September 2016

Auf einem Plakat der Berliner Heimstätten-Aktiengesellschaft von 1908 ist eine idyllisch von Kiefern gerahmte, in morgendliches Licht getauchte Seenlandschaft zu sehen – „wie bei Leistikow“ entfährt es dem Betrachter: Kraniche ziehen über den Himmel, vereinzelt Herrenhäuser sind locker um die Ufer verteilt. Den Vordergrund aber quert ein Schienenstrang – aus dem Westen, in den Osten. Die Gleise führen, die Landschaft suggeriert es, nach Berlin. Sinnfällig ist in dieser Graphik die gewissermaßen insuläre Seite Berlins festgehalten, seine Ausgedehntheit – *und* deren Überwindung durch die Schiene, welche selbst ein Katalysator, wenn nicht sogar eine der Ursachen für die rasche Expansion der Stadt war.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten dieser Stadt — Gross-Stadt erst seit hundertfünfzig Jahren und dann, bescheiden wie nur ein Parvenü, gleich Welt-Stadt — , daß ihr Untergrund, die vielen Gewässer, Sümpfe und Dünen, die das Urstromtal durchziehen, zu einer manchmal beängstigenden Weitläufigkeit des Stadtkörpers geführt haben. Dieses expandierende Stadt hat die alloplastischen Züge einer mobilen Geographie, es herrscht eine stetige Überanpassung an den Boden, überlagert von großen Ausweichmanövern im sand-sumpfigen Gelände.

Die Geologie ist das eine, der Boden das andere. Der hier noch landschaftliche Raum wird mit zunehmender Eroberung zum

Terrain. Damit aber schlüpft das Gelände aus seiner naturhaften Latenz und verstädtert. Das Bodenrecht tritt auf den Plan.

Ablesbar sind diese historischen Wellenbewegungen in der Wanderung des Weichbildes der Stadt. Eine sogenannten ‚organische Entwicklung‘ aus einem mittelalterlichen Siedlungskern, wie von vielen anderen Städten bekannt, wurde früh überformt und gab den uneinheitlichen zentrifugalen Tendenzen der verschiedenen Gemeinden eine je eigene Drift.

Einige Formen dieser ‚fluiden‘ Überanpassung ans Gelände, die zu einer nachlassenden Verdichtung geführt hat, möchte ich gerne näher betrachten. Besonderes Augenmerk gilt bestimmten Stadt-Plätzen und einigen Siedlungen aus den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts und als Sonderfall das Hansa-Viertel.

In seiner maßstabsetzenden Monographie „Gross-Berlin – Geographie der Weltstadt“ (von 1933, wieder aufgelegt 1984) hat der Siedlungsgeograph Friedrich Leyden Anfang die verquere Entfaltung der Stadt am Beispiel einiger Plätze von Alt-Berlin veranschaulicht — eine Betrachtung, die sich in seiner Dynamik und morphologisch auch auf das weitere Berlin übertragen läßt.

Leyden schreibt: *„Es fehlt dem eigentlichen (Alt-) Berlin eine zentrale Platzanlage [nachdem das Schloss an der äußersten Peripherie der damaligen Stadt errichtet wurde und die Gewichte massiv verschoben hat] . Der Köllnische Fischmarkt, der Molkenmarkt, der Werdersche Markt sind im Gesamtrahmen der Stadt zu gänzlich untergeordneter Bedeutung herabgesunken. Dagegen hat der ursprünglich peripherisch angelegte Alexanderplatz eine wichtige Rolle übernommen. Aber wegen seiner ursprünglich peripherischen*

Lage ist er nicht d e r Hauptplatz von Berlin schlechthin geworden. Der großartigste und in seiner einheitlichen baulichen Ausgestaltung weitaus eindrucksvollste Platz von Alt-Berlin, der Gendarmenmarkt, liegt in einem toten Winkel, abseits von den großen Verkehrsstraßen und hat erst recht keine zentrale Platzbedeutung erlangt. So ist an die Stelle eines einheitlichen städtischen Mittelpunktes eine Reihe von mehr oder weniger untergeordneten Zentren entstanden, und über all die zerstreuten und untereinander keineswegs organisch verwachsenen Plätze hat sich die breite Straße Unter den Linden zum eigentlichen „Herzen“ der Stadt entwickelt.“

Das seltsame Schicksal des Gendarmenmarktes – der „tote Winkel“ – scheint in Berlin Tradition zu haben: es entstehen Plätze, die entweder Strassenzusammenstöße sind (wie der Philosoph Theunissen es nüchtern im Hinblick auf den histoischen Potsdamer „Platz“ am Potsdamer Tor festgestellt hat oder große, ja zu große Platzanlagen, die mit dem übrigen Stadtkörper, in ein zufälliges oder willkürliches Verhältnis treten. Am Beispiel des Kemperplatzes alias Kulturforum wir augenfällig wird, was geschieht, wenn eine Ellipse von Solitärbauten quasi mit dem Rücken zueinander gesetzt werden. Die stadträumliche Unverbundenheit der Gebäude wird unfreiwillig hervorgehoben und ein – vermutlich nie wirklich intendiertes – einladendes, einigendes und ja, erhebendes Platzgefühl wird für den Stadtbewohner auf Schritt und Tritt vereitelt. Erschwerend kommt hinzu, daß die kurvig versetzte und enorm verbreiterte Potsdamer Strasse im Bereich dieser Großkubaturen zu einer Schnellstraße mutiert und wie ein Strom die beiden Teile dieses Un-Platzes voneinander trennt. Das Verschwenken der alten Potsdamer Strasse

ist bis heute spürbar auch für den, der ihren Verlauf nicht gekannt hat – es teilt sich als eine körperlich spürbare Verrenkung mit.

Zu erwähnen wäre im Westen der Orkus des Olivaer Platzes und der nach dem Verschwinden der Straßenbahnschleife 1967 mittlerweile schlicht unüberquerbare Theodor-Heuss-Platz, zu dessen Zähmung und Einbindung in die umgebende Strassenlandschaft Martin Wagner und Hans Poelzig vor fast hundert Jahren wegweisende Vorschläge gemacht haben – leider folgenlos. Und schließlich, im Osten, der riesige, nur dem gänzlich aus den Fugen geratenen Prager Karlsplatz vergleichbare Alexanderplatz, der als Leistenbruch im Stadtkörper seit langem seiner Operation harrt.

Wenn ich von Stadtplätzen spreche, meine ich nicht die Schmuckplätze, Squares und Parke, wie wir sie einem Lenné und einem Erwin Barth verdanken, auch nicht die großen Freizeitareale, von denen Berlin, neben den Forsten, Seen und Flüssen, mehr als jede andere Stadt besitzt und zu denen jüngst, in Umkehrung seiner ursprünglichen logistischen Funktion, das Tempelhofer Feld und der abwechslungsreiche, die Industriearchäologie in sich aufnehmende Park am Gleisdreieck gekommen sind. Ich denke an Räume die, aus dem Straßenland hervorgehen, dieses erweitern, sammeln, verbinden und verdichten. Sie sind eine – gelegentlich monumentale – Bühne für spontane politische, saisonale oder festliche Auftritte – der Kulissenwechsel ist ihr belebender Aggregatzustand. Der maßstabsetzende Blick, den der römischen Barockbaumeisters Nolli vor 400 Jahren für den Raumfluss zwischen den Gebäuden entwickelt hat, gilt bis heute.

Es ist kein Zufall, daß der Niedergang oder die Abwertung der Stadtplätze mit dem Aufkommen der *Fußgängerzonen* zusammenfällt, ein ebenso unansehnliches und wie sprechendes Wort, in dem Stadtbewohner zum Freigänger in seiner eigenen Stadt degradiert wird.

Der städtische Platz muß nicht notgedrungen schön und wohl proportioniert sein (umso schöner, wenn er es ist!) – wie dies Leyden für den Gendarmenmarkt geltend gemacht hat, entscheidend für sein ‚Funktionieren‘ ist, daß die heterogene Stadt auf ihm sich sammelt, ballt und zerstreut, und so das Unvorhersehbare und die Spontaneität des städtischen Lebens öffentlich ermöglicht, ja für den einzelnen und die Masse erfahrbar macht. Mit einem heute modisch gewordenen Ausdruck könnte man den städtischen Platz als ein *bewegliches Netz unterschiedliche getakteter flows* begreifen – Passanten, Radler, Automobilisten, Budiker, Skater, Bettler –, das über der Stadtarchitektur ausgespannt ist. Ein Stadtplatz, so verstanden, ist auch kein Aufmarsch-Gelände, er stößt dirigistische Besetzungen ab, – er ist ein spontaner ‚Ballungsraum‘.

Auch ein städtischer Platz als Fokus und Bühne des öffentlichen Raums will ‚gebaut‘ werden, mit anderen Worten, wenn der Planer, der Gesetzgeber und der Investor die Verbindung zwischen Gebäude, Strassenland und Stadtraum einseitig zugunsten der Architektur verschieben, also *das Nachdenken über den Platz* vernachlässigt oder zum Umgebungs-Grün oder -Pflaster herabgewürdigt wird, weil dies vermeintlich außerhalb seines unmittelbaren Nutzungsbereichs liegt, tritt die Missgestalt des Platzes augenblicklich und für unangenehm lange Zeit vor Augen —

zum Schaden der Stadt und des Stadtbewohners. Die Folge ist eine schwere Kontamination des gebauten Raumes.

Der Platz muß auch dem Unplanbaren einen Raum bieten. An dieser Stelle darf ich eine persönliche Erinnerung an den Alexanderplatz einfügen, an jenen Tag, als dieser Platz gewissermaßen über sich selbst hinauswuchs und seinen Alltagshabitus abstreifte — 4. November 1989. Mein Versuch, der damals noch links-liberalen Schweizer *Weltwoche* meine im Präsens geschriebenen Beobachtungen vom Tage eine Woche später zu verkaufen, wurde wegen „mangelnder Aktualität“ abgelehnt.

„Der Platz ist voll, der sehr große, sehr weiträumige Alexanderplatz ist voll. Entgegen der Redewendung ist die Menschenmenge durchaus übersehbar, doch nie zuvor haben wir – ich bin mit einem Freund mit der S-Bahn aus dem Westen kommend, hingefahren – haben wir so viele Menschen auf einem Berliner Platz gesehen, noch nie waren wir selbst unter so vielen und noch nie, dies sei vorweggenommen, war die Differenz zum Westen, auch zu westlichen Demonstrationen so deutlich spürbar. Langsam, ganz langsam, sehr sachte schmirgeln und frottieren wir uns auf gewundener Bahn aus dem Bahnhof ins Offene hinaus, in ein ungewisses Freies, dorthin, wo die Lautsprecher besser vernehmbar sind. Aus dem Nikolaiviertel strömen immer neue Züge von Menschen mit großen Transparenten herbei und verteilen sich in der Menge auf. Für ein Weilchen wird es noch enger, doch niemand drängelt, keiner führt ein lautes Wort, es ist tatsächlich, was in der Rückerinnerung kaum mehr vorstellbar erscheint, still ringsum, alles lauscht, gebannt, leicht verwundert, erregten Herzens, hellhörig, mit gespannter Duldsamkeit. Die Tatsache, daß die Frauen und Kinder,

die Angestellten und Arbeiter, die Rentner und die Künstler, gewissermaßen die ganze, bis vor kurzem fast verborgene, flüsternde und aufmüpfige Masse des feedbacks hier zusammengekommen sind, ist zweifelsohne genau so wichtig wie die einzelnen Botschaften, die weltlichen Predigten und die unerhörten Textauslegungen, die von einem kleinen Podest herab, nahe beim Haus des Reisens, gehalten werden. Und größter Sieg im Kampf um die Einschaltquoten Ost/West: die Demonstration wird live vom Rundfunk und Fernsehen der DDR übertragen. Und am Ende des Berichts heißt es: „Es ist nicht auszuschließen, daß die eisernen Gesetze des Weltmarkts, an denen unter anderem schließlich die aberwitzige militärische Konsolidierung des erzwungenen Sozialismus gescheitert ist, daß diese Gesetze über kurz oder oder lang auch die DDR beherrschen werden, – dann wird sich erweisen, ob die moralische Kraft, die heute bereits einen ungeheuerlichen Umschwung erreicht hat und der auf dem Alexanderplatz manifest geworden ist, ausreicht, um vor dem neuen Konsumismus nicht bedingungslos zu kapitulieren.“

Heiner Müller hat einmal im Gespräch, Jahre vor seinem Auftritt am 4. November, die DDR als „Glucke“ bezeichnet — sie behütet ihre Küken, doch wehe ihnen, wenn sie diesem wärmenden Bergungsraum entkommen wollen. Im Licht von Müllers Dialektik wäre den Küken, auch auf die Gefahr eines sozialen Todes, nur durch entschlossenes Aufbegehren zu helfen gewesen. An diesem Tag schien diese Bewegung in greifbare Nähe gerückt.

Natürlich war es nicht der Platz, der das Ereignis hervorgebracht hat, aber er hat eine unvergleichliche Bühne für dessen Verdichtung und Zuspitzung abgegeben – und er war an

diesem Tag von allen Seiten betretbar, er war zum Forum geworden. Ein Umstand, den man im Auge behalten sollte.

Betrachtet man einmal den Plan für Gross-Berlin von 1908 im Hinblick auf eine mögliche Verdichtung der Stadt, fällt auf, daß die geplanten, sehr homogen angelegten, meist zwei-geschossigen Siedlungen (eine Domäne des Werkbundes von Anbeginn) einen stadtabgewandten Aspekt aufweisen – es sind Agglomerationen, die sehr viel stärker zur (*häuslichen*) *Gemeinschaft* als zur *Gesellschaft* tendieren. Der Historiker Heinz-Dieter Kittsteiner war es, der mit der ihm eigenen Schärfe einmal die besondere Vorliebe der vieler Deutscher (seit der vorletzten Jahrhundertwende) für diese Art der *Gemeinschaft* hingewiesen hat, die er in Opposition zur *Gesellschaft* definierte: eine Neigung, die von der Siedlung nahegelegt und gefördert wird. Die Siedlung strebt von der Stadt fort, ins Grüne, schlängelt sich durch Eiszeitrinnen, verschwindet in waldigen Abschnitten, verliert sich. Und dieses Berlin dehnt und streckt sich und wächst und die Zwischenräume werden immer größer.

Die Siedlung ist quasi autark, sie bildet einen Schutzraum für ihre Bewohner, sie läßt „die Stadt“, als etwas Auswärtiges erscheinen. Die durchlässige, durchmischte, auch unvorhersehbare Nähe *und* Distanz, flüchtige Vertrautheit *und* selbstverständliche Anonymität gewährende Öffentlichkeit sind der Siedlung fremd. Die ihr eingeschriebene serielle Raumform bewirkt eine eigene Zeitlichkeit: sie ist zyklisch oder spiralig, und diese Wiederkehr des Immergleichen scheint auch der Wunsch zu sein, in dem sie sich zeigen und wahrgenommen werden möchte. Das Fremde ist ihr

fremd. Sie ist eine Idylle weniger *in* der Großstadt als *mit dem Rücken zu ihr*. Die Siedlung bildet so etwas wie den stillen Arm eines Flusses; sie will sich, wie die sie bergende Gemeinschaft, aus dem Tumult der Großstadt heraushalten, ihr in erster Linie verkehrsräumlich zugeordnet bleiben, die Zeit in ihr verläuft anders als in der übrigen Stadt.

Der folgendes Passus über Siza kann evtl. entfallen ...

Wie anders und wieviel lebendiger eine Siedlung funktionieren kann, wenn sie in lebendiger Opposition ‚zur Stadt‘ konzipiert und gebaut ist, läßt sich am Beispiel von Alvaro Sizas Siedlung Malagueira gegenüber der mittelalterlichen Stadt Évora erfahren. Siza arbeitet an dieser ständig wachsenden und sich verdichtenden Siedlung mit großer Beharrlichkeit seit 1974.

Ich erwähne diese im Zusammenhang mit Berlin scheinbar entlegenen Siedlung, diesen *work in progress*, nicht nur, weil hier ein anders gefasstes Bodenrecht greift, sondern auch als ein Muster, wie mit vorhandener historischen Substanz umgegangen, wie diese neu interpretiert kann. Die Typologie der neuen Häuser nimmt die der historischen in ästhetischer und materieller Hinsicht auf. Beide Städte – und Malagueira kann durchaus beanspruchen eine eigene Stadt in Anbindung an die alte Stadt zu sein – sind außerdem mit sehr unterschiedlichen, gut funktionierenden öffentlichen Räume durchsetzt. Und sie stehen nicht Rücken an Rücken. [Man könnte Sizas Ansatz als „Planen am Bestand“ verstehen.] Die besondere Qualität und der städtebauliche Vektor aber dieser neuen Stadt – und hier scheint Siza, bewußt oder unbewußt, von den kühnen

Gedanken *New Babylons* von Constant aus den unmittelbaren Nachkriegsjahren tingiert worden zu sein – ist die planerische Offenheit des Baumeisters. Dieser bedenkt und findet heraus, daß ein Wohnhaus, ein Siedlungsrayon sich erst und vor allem mit der Anerkennung und Gewöhnung der dort Einwohnenden vollendet, daß bestimmte Bauvorhaben *unfertig, aber nicht unwirtlich* sein müssen, um eine Art naturwüchsiger Prozess der Reifung zu ermöglichen.

Ein Blick noch auf das Hansa-Viertel, das bekanntlich als Modell-Stadt über dem tiefenentrümmerten Areal eines der dichtesten innerstädtischen Quartiere Ende der 50er Jahre errichtet wurde – eine Hochhaus-garden-city mitten in der Stadt; ein Viertel, das auf eigenartige Weise ein Niemandsland darstellt — ohne einen wirklichen Platz, der die lose verteilten Bauten zusammenhalten würde; allenfalls der grandiose Wurf von Düttmanns Akademiebau hält die ortlosen Häuser am Pflock. Ein Viertel, das zum verdichtenden Nachbau förmlich einlädt und auf diese Weise und durch Rückbindung an die dichteren Teil der Stadt der Physiognomie eines polyzentrischen Berlin neue Kontur geben könnte – ähnlich wie der westliche Ausläufer der Frankfurterallee, die aber erst durch den bereits von Henselmann geplanten Anschluss an den Alexanderplatz ein weiteres exzentrisches Zentrum werden könnte.

Wenn das erwachende Gross-Berlin seiner Bestimmung, wie Emanuel Heimann sie 1906 formuliert hat, gerecht werden will, nämlich „aus dem ungeordneten Agglomerat von Häusern, Straßen und Plätzen, von Städten und Dörfern, das Gross-Berlin zu werden

droht, eine großzügig geplante, künstlerisch gestaltete Stadt zu schaffen“, dann muß man heute ergänzen, daß das gern etwas wohlfeil kritisierte „Provisorium“, in dem die Stadt sich vorgeblich bewegt, auch eine besondere Qualität darstellt, weil es nicht wenige, nur scheinbar exzentrisch gelegene Areale gibt, auf denen historisches, industrielles und landschaftliches Berlin einander berühren und abstossen, aber in einer größeren Perspektive eine Durchmischung und eine Verdichtung anbieten, wie sie keine andere, von der Industrie geprägte Stadt in Deutschland besitzt.

Zu den kühnsten Entwürfen, die das Dilemma der expandierenden Ausdünnung bei den Hörnern gepackt haben, gehört der Entwurf von Christoph Stroschein (in Zusammenarbeit mit Vittorio Gregotti) aus dem Jahr 1993: „Die Landschaft und Berlin“. Um der drohenden Entstehung des Speckgürtels zu begegnen und gleichzeitig die brandenburgische Landschaft zu schützen, hatten die Autoren einen weiten Ring von peripheren Städten (auf der Basis der historischen Städte) in einem Radius von 60 - 80 km um Berlin vorgeschlagen – mit einer zügigen verkehrstechnischen an ein seinerseits polyzentrisches Berlin vorgeschlagen. Es wäre das Gegenteil einer über die Ufer tretenden Monsterstadt, wie wir sie heute in Europa aus Paris und London kennen. Dieser Plan wurde vor der geplanten von Fusion von Berlin und Brandenburg vorgestellt – die leidlich bekannten Umständen haben diese Vereinigung 1995 verhindert. So ist Berlin das einzige Land geblieben, das in Deutschland wiedervereinigt wurde.

Man spricht gerne von dem sandigen und sumpfigen Boden, auf dem Berlin gebaut ist, vielleicht würde ein verändertes, schärfer

gefaßtes Bodenrecht – eine Aufteilung in Grund- und Verfügungseigentum – diesem *shifting ground* zu einer anders gearteten, dem Gemeinwohl verpflichteten Solidität verhelfen.

Was vor 150 Jahren als Randwanderung der Industrie begann und dadurch auch das Bauerwartungsland im werdenden Gross-Berlin erheblich erweiterte, ist heute, nach allzu langen Phase der De-Industrialisierung zu einer Randwanderung der Armut mutiert. Eine alarmierende Entwicklung.

1972 publizierte der Jurist und damalige Münchener Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel den Aufsatz *Bodenrecht und Stadtentwicklung*.

„Eine realistische Reform,“ schreibt der Jurist, *„muß eine Neuregelung des Bodenrechts anstreben, die die Gemeinschaft unmittelbar und umfassend an Bodenwertzuwachs und Bodenrente beteiligt und ihre Entscheidungsbefugnis hinsichtlich der Grundstücksnutzung verstärkt, und zwar beides in einem Maße, daß das ökonomische Prinzip nicht etwa aufgehoben, wohl aber in die Schranken verwiesen wird, in denen es der Gesellschaft nützt und sie nicht schädigt“.*

Und nur neun Jahre später sagt der Politiker Hans-Jochen Vogel in einer Regierungserklärung, jetzt als Regierender Bürgermeister von Berlin, vor dem Hintergrund der Hausbesetzungen:

„Hätten wir ein Bodenrecht, das Grund und Boden nicht wie beliebig vermehrbare Ware verhandelt, sondern wie ein elementares Grundbedürfnis, wie Wasser, Brot, dann entfielen entscheidende Kristallisationspunkte für die latent vorhandene Bereitschaft zur Gewaltanwendung.“

Aus einer nicht zu fernen Vergangenheit erreichen uns offene Fragen.
Wir sollten uns ihnen stellen.